

Jazzsängerin Jenny Evans zum 40. Jazz-Jubilee „Und jedes Lied wird mein Eigenes“

Sie sind in London geboren, wohnen aber seit 40 Jahren in München. In England als Schulmädchen haben Sie nicht nur im Schulchor gesungen, sondern auch bei dem Londoner Schuetz-Choir und haben ausserdem Klavierunterricht bei dem berühmten Cembalisten Trevor Pinnock bekommen.

Schon als kleines Mädchen war ich immer die Erste, die sich gemeldet hat, wenn es etwas zum Singen gab, die Erste, die etwas vortragen wollte. Ich habe in der Schule bei Theateraufführungen mitgemacht und hatte das Glück eine hervorragende musikalische Ausbildung zu haben. Meine Kunstlehrerin, zu der ich immer nach Schulschluss zum Malen gegangen bin, hat ihre Schallplatten mit Früher Musik spielen lassen. Da ist mir eine Welt eröffnet worden und ich habe mich in diese Musik verliebt.

Wie sind Sie zum Jazz gekommen?

Mein Vater war ein ausgesprochener Jive-Fan und war begeistert von Louis Jordan and his Tympany Five – daher war mir das Lied *Cal'donia* bestens bekannt, als ich anfing. Wir hatten keine LPs von ihm aber dafür Sinatras LP mit Count Basie und *Ella in Berlin*. Ich wusste damals nicht, dass es Jazz ist, aber die Musik hat mir sehr gut gefallen. Mein älterer Bruder hatte auch viele Blues Schallplatten und ich habe sie mir mit 13, 14 Jahren genau angehört. *Meine* Schallplattensammlung bestand aber nur aus der Musik des Mittelalters und des Frühbarock.

Erst in München sind Sie dann zur Jazzsängerin geworden...

Ich kam nach München als Au-Pair-Mädchen und bin, wie es sich gehörte, in den 70ern ständig in den Musik-Kneipen unterwegs gewesen. Dann habe ich einen Jazz-Bassisten kennengelernt – Paul Stoll, der später als Jazzmoderator bei der Jazzwelle bekannt geworden ist. Ich habe damals im Universitäts-Chor gesungen und als eine der Bands, bei der er gespielt hat, eine Sängerin suchte, schlug er mich vor. Ich glaube, die Musiker waren erstaunt, dass ich die Texte zu fast allen Songs gekannt habe und wusste, was eine 8-Takt Intro war.

Wie war die Musik-Szene in den 70er Jahren in München?

Es gab überall Musik. Mitten in Schwabing gab es sechs Lokale mit Live-Musik: das Domicile, das Schwabinger-Podium, das Allotria, Dr. Flotte, der Alte Hut, die Alte Burg – natürlich auch in anderen Stadtteilen.

Dann war ja noch die Pop-Szene - da war wirklich die Hölle los; an jeder Ecke eine Disco.

Sie haben sich nicht für die Pop-Musik interessiert?

Ich bekam sie natürlich mit. Die Münchner Produktionen wie „Silver Convention“ mit ihrem *Fly Robin Fly* haben sicherlich in der Musikgeschichte ihren Platz, aber wie kann man etwas Vernünftiges über ein Rotkehlchen schreiben und singen? Eigentlich nur bei amerikanischem Kitsch-Christmas.

Texte sind Ihnen sehr wichtig?

Vokalistinnen haben die Möglichkeit nicht nur die Melodie sondern auch den Text zu interpretieren. Beide sind mir sehr wichtig. An der Melodie und den dazu gehörenden Harmonien können wir Jazzmusiker Einiges ändern. An den Texten nicht so sehr. Trotzdem kann man Lieder wie „Bye Bye Blackbird“ oder „Happy Birthday“, die vom Text her nicht unbedingt aussagekräftig sind, durch ansprechende Harmonien für den Jazz und das Publikum spannend machen. Wir Sänger können jedes Lied dramaturgisch aufbauen.

Für das deutsche Wort „Dramaturgie“ gibt es kein richtig passender Begriff auf Englisch. Eine Spannung aufzubauen - das ist mir sehr wichtig. Die Dramaturgie eines Liedes, eines Sets oder eines Konzertes ist für mich das Wesentliche.

Sie sind nicht nur Sängerin sondern auch Schauspielerin. Hat das Ihr musikalisches Wirken beeinflusst?

Auf jeden Fall. Auch als Kleinkind habe ich das Spielen vor Publikum geliebt. Meine Eltern waren mit einem berühmten Schauspielerehepaar befreundet. Der jüngere Sohn war mein erster „Opfer“ als ich Stücke inszeniert habe – jetzt ist er selbst Schauspieler! Wie vorhin erwähnt, kam ich zum Jazzsingen wie die Jungfrau zum Kind. Ich glaube, dass mir meine Liebe zur Bühne und dadurch meine Sicherheit beim Auftritt sehr geholfen hat. Ich habe mir innerhalb kürzer Zeit einen Platz in der Jazzszene erarbeitet.

Jedes Lied soll glaubwürdig vorgetragen werden?

Auf jedem Fall. Man sagt, dass der Vortrag meiner Balladen besonders intensiv ist. Das Lied „Spring Can Really Hang You Up The Most“ auf der *Four Seasons Of Love* CD ist herrlich manisch-depressiv. In dem Fall kommt eben das Schauspielerische dazu. *Ich* bin aber kein depressiver Mensch – manisch vielleicht! Ich kann mich als Schauspielerin in einer Rolle versetzen. Ich könnte eine Mörderin spielen, musste aber nicht vorher jemand umbringen. Unglücklich verliebt zu sein ist die Basis für sehr viele Lieder – ich war's nie. Ich kann mich aber in diese Rolle versetzen.

Blues ist aber nicht unbedingt Ihr Ding?

Der Blues ist als Stilrichtung so breit gefächert. Bluesig zu singen ist wunderbar. Wie gesagt, der Text muss aber meinen Ansprüchen genügen.

Sie haben Mitte der 1970er angefangen. Wie ging es weiter?

Es war amüsant; Ich hatte meinen ersten Auftritt im „Memoland“ in der Siegesstrasse, im Lokal in dem das „Domicile“ zuerst gewesen ist. Der Wirt sagte, er könne für mich keine Gage zahlen, er hätte einen Sextett engagiert. Jeder Musiker hat mir dann 5 Mark gegeben. Leider war es keine Bigband!

Ich fing an anspruchsvoller zu werden, strebte nach mehr als Dixieland und habe bald meine eigene Band gegründet. Wir haben eine sehr unterhaltsame Swing-Mischung gespielt und haben jeden Mittwoch im Schwabinger Podium viel Erfolg als Amateure gehabt. Der schottische Trompeter George Burt ist bei uns eingestiegen und dann ging es richtig los. Er ist mit dem Pasadena Roof Orchestra nach München gekommen und hat für uns Front-Line-Arrangements für Trompete und Saxophon geschrieben und dachte sich den Namen „Old Socks New Shoes“ aus. Das hat nichts mit alten Socken zu tun, sondern bedeutet bekannte Lieder mit neuen Arrangements, also im neuen Gewand. Ich habe viel von ihm gelernt und meinem Hang zum Entertainment den letzten Schliff gegeben.

Wir haben regelmäßig in den damaligen Clubs gespielt – im alten Allotria in der Türkenstrasse, in der Vielharmonie und in der Drehleier in Haidhausen, und im Dr. Flotte in der Occamstrasse.

Der damaligen Wirt von der Diskothek P1 hat mich mal gehört und mich eingeladen mit dem alten Schlagzeugmeister Freddie Brocksieper bei seinem Swing-Sonntag, zu singen. So habe ich angefangen Head-Arrangements von Swing Standards aus dem Stehgreif zu machen, was zum Jam-Session-Können eines Musikers gehört.

Und das Domizil, das war doch der Jazzclub , wo die berühmtesten amerikanischen Jazzmusiker damals zu hören waren?

Meine Musik war, glaube ich, nicht intellektuell genug. Freddie Brocksieper hat mal zu mir gesagt, ich soll auf der Bühne nicht so fröhlich sein – er mache doch Cool-Jazz!

Der Schlagzeuger Art Taylor war zu Besuch in meinem Club „Jenny’s Place“ und er schenkte mir sein Buch „Notes And Tones“. In diesem Buch fragte er berühmte Jazzmusiker unter anderem. „Für wen spielst du?“ Ich war überrascht, dass alle Musiker, ausser Nina Simone und Errol Garner, darauf antworteten, „Für mich selbst und für die Band.“ Erst in den 90ern, habe ich das verstanden. Das Publikum ist mir natürlich wichtig, aber schließlich will ich immer meine eigene Ansprüche erfüllen.

Der kleine Jazzbar „Jenny’s Place“ ist eine Institution geworden in Schwabing. Wie kamen Sie als Sängerin dazu einen eigenen Club zu eröffnen?

Wirklich per Zufall. Ich war damals mit besagtem ehemaligem Wirt des „P1“ zusammen und ihm wurde ein kleines Lokal an der Ecke Georgen-Nordendstrasse in München-Schwabing angeboten. Ein Bekannter sagte, er soll das Lokal „Jenny’s Place“ nennen, man könne sogar ein Klavier reinstellen. Mein Freund war ein großer Musikfan und es war sein Traum Jenny in Las Vegas in einer Show wie seines Helden Frank Sinatra zu präsentieren. Gott sei Dank ist das nicht passiert. Ich konnte mir nichts Schlimmeres vorstellen, als in Las Vegas aufzutreten.

In den 80ern hat es damals noch die Sperrstunde gegeben. Nur wenige Lokale hatten nach 1 Uhr nachts geöffnet. Wir hatten bis 3 Uhr auf. Bisher hat es nach 1 Uhr mit Jazz nur das „Kleine Rondell“ gegeben, aber als der Wirt Guido Eberl starb war nichts mehr. „Jenny’s Place“ hat diese Leere gefüllt. Aber im Gegensatz zum Rondell habe ich nicht nur Pianisten engagiert, sondern auch Trios oder auch Quartets. Das Lokal war so klein, dass, wenn ein Posaunist auf der Bühne war, die Tropfen von seinem Instrument auf den Tischen in der ersten Reihe gefallen sind. Ab 23 Uhr war das Lokal voll und ab ein Uhr sowieso. Der Club war in kurzer Zeit ein Erfolg.

Wie war Ihr Club für Sie wichtig in Ihrem Werdegang?

Ich war früher als die „englische Sängerin“ bekannt, aber mein Namen ist durch „Jenny’s Place“ richtig prominent geworden: Ah - Du bist die Jenny von „Jenny’s Place“! Ich gab auch woanders Konzerte aber immer wieder sagten die Gäste, „Wir waren bei Dir aber Du warst nicht da. Wir sind dann wieder gegangen“. Ich bin also nach den Konzerten unter großem Applaus zur späten Stunde in den Club gegangen. Mir ist es, glaube ich, nie zu Kopf gestiegen. In England, wenn man sagt, ich bin Musiker, kommt oft die Antwort: Und - womit verdienst Du Deinen Lebensunterhalt? Bei Schauspieler ist es genau so. Dann kommt die Frage: Und was machst Du tagsüber?

Der Club wurde dann eine Top-Adresse?

Nach ihren Gigs kamen sehr viele Jazzmusiker in den Club: es wurde dann gejammt. Ich habe unser Programm im Bühneneingangsbereich des Deutschen Theaters gehängt und es so fanden die Musiker zu uns. Sehr gute Musiker habe ich kennengelernt. Der Club war gut für mich – ich hatte einen eigenen Proberaum mit Anlage. Ich habe mein Repertoire ständig erweitert – wo sonst hätte ich als Sängerin die Songs aus dem Real-Book auf der Bühne ablesen können?

Es kamen aber nicht nur Musiker, sondern auch Journalisten, Anwälte, Menschen vom Theater und Film, sogar Ärzte, die nach einem langen Arbeitstag einen „Absacker“ einlegen wollten. Und natürlich Jazzfans. Der Club entwickelte sich zu einem Geheimtipp. Die Presse hat oft darüber geschrieben, vor allem Männer-Magazine wie *Männer Vogue* und *Lui*.

Jenny’s Place war sehr mit Ihrer Person verbunden.

Das was ich machte, war für mich einfach Singen - dass ich Jazzsängerin bin, hat die Fachpresse gesagt. Ich habe mich einfach Sängerin genannt, wobei der Jazz mir die Möglichkeit gab, jedem Lied meinen persönlichen Stil zu geben. Ich habe kurz bevor

„Jenny’s Place“ eröffnet wurde, in dem zwei Personen-Stück „Educating Rita“ gespielt. Ein Fernseh-Produzent hat es gesehen und er kam auch ins „Jenny’s Place“. Es war rührend. Ich hatte gerade das wunderbare Lied „Send In The Clowns“ gesungen, das durch seinen Autor Stephan Sondheim viele Anspielungen auf das Theater beinhaltet. Es war und ist immer noch mein Wunsch Menschen zu rühren: zum Lachen, oder Tanzen, auch zu Tränen. Der Produzent hat geweint. Er wurde Stammgast und irgendwann sagte er zu mir, „Wir könnten Dein Lokal als Drehort für einen Schimanski-Tatort verwenden, es wäre für dich auch vielleicht eine kleine Schauspielrolle drin“. Der Regisseur und der Film-Komponist kamen in den Club und aus der ursprünglichen Rolle einer arbeitslosen Lehrerin, die eine Kneipe betreibt, bekam ich die weibliche Hauptrolle als eine Sängerin, die einen Club namens „Jenny’s Place“ betreibt. In dem Tatort habe ich ein Lied gesungen, das für mich geschrieben worden ist – *Jenny’s Place*. Der Text dazu fiel mir schnell ein. Ich hab’s auch für meine CD „Girl Talk“ aufgenommen. Der Tatort wurde fast ein Jahr danach ausgestrahlt. Siebzehneinhalb Millionen Menschen haben zugeschaut! Das hat meine Renommee stark erhöht. Und ich bekomme immer noch GEMA-Gelder durch die weltweite Ausstrahlung des Tatorts.

Es haben viel Promis in Ihr Lokal gefunden?

Ich kam mal an einem Samstag gegen 23 Uhr in den Club. Es war brechend voll und ich habe mich zu einem Stehtisch gestellt um dem von mir engagierten Trio zuzuhören. Dann hörte ich wie eine junge Dame neben mir sagte, „Hier sind aber gar keine Prominenten.“ Dabei waren, unabhängig voneinander, der Schauspieler Harald Leipnitz und der Kabarettist Werner Schneyder da! Ich habe mich über die sogenannten Promis gefreut, aber sie wurden wie jeder andere Gast behandelt. Mir war es Wurscht, ob ein Burkhardt Driest oder eine Aenne Burda im Publikum war, alle habe ich zur Ruhe gebeten, wenn sie zu laut gequascht haben.

Warum haben Sie das Lokal aufgegeben?

Nach fünf Jahren, habe ich gemerkt, dass es mehr gibt als jeden Tag im eigenen Club zu singen. Mir hat diese Zeit gefallen aber, als ich ein Engagement im Schauspielhaus in Hamburg bekam, war die Sache zu Ende. Viele wollten mit mir ein neues Lokal eröffnen aber ich wollte nicht mehr.

Sie haben seitdem zehn Jazz-CDs veröffentlicht. 2004 sind Sie mit Nuages vom Mainstream weggegangen. Wie kam es dazu?

Meine erste Liebe gehört dem Fühbarock und als ich anfang in der Münchner Musikbibliothek im Gasteig nach Stücken zu suchen, dachte ich, warum nicht eine CD nur mit europäischen Komponisten. Die CD hat sehr gute Kritiken bekommen, sogar einen Preis der Deutschen Schallplattenkritik, was mich sehr gefreut hat. Es hat gezeigt, dass ich auf dem richtigen Weg war. Seitdem nehme ich sehr gerne Songs aus der Klassik oder Songs mit ethnischen Elementen auf. Und jedes Lied wird mein Eigenes. Seit meiner ersten CD, die von ENJA veröffentlicht wurde, es war *Shiny Stockings*, habe ich mehrere Kompositionen des Trompeters Dusko Goykovich betextet. Seine Komposition *Doboy* auf meiner *Nuages*-CD hat ist herrlich Balkan beeinflusst. Das war zur Zeit des Bürgerkrieges dort und ich habe das Lied *Hope* genannt.

Sie sind sehr als Textautorin gefragt. Wie schreiben Ihre Songtexte?

Ich bin ein Fan des geschriebenen Wortes - an zwei Romanen arbeite ich zur Zeit. Das Schreiben hat mich immer fasziniert. Die Musik ist aber in diesem Fall meine Muse. Wenn ich nicht in kurzer Zeit einen Aufhänger finde z.B. zum Anfang oder zum Ende einer Passage, höre ich auf. Die Musik muss mir etwas sagen.

Ihre erste Platte war „Whisper Not“. Da fing die Arbeit mit dem Musikmanager und Schlagzeuger Rudi Martini an. Wie kam es dazu?

Ich wollte unbedingt eine Platte aufnehmen und der Bassist Wolfgang Schmid sagte, ich soll Rudi fragen - er hat jahrelang bei der Platten-Firma WEA gearbeitet und war in der Musikszene sehr bekannt. Er war bereits Stammgast bei mir und ich fragte ihn, ob er mir helfen würde. Die Produktion hat er geleitet und sie der Plattenfirma von Peter Herbolzheimer angeboten, wo sie dann erschienen ist. Und so fing alles an. Auch privat - wir haben 1999 geheiratet. Er hat bis auf die letzten CDs alle produziert. Jetzt ist er leider sehr krank und kann nicht mehr arbeiten. Aber ich hab von ihm gelernt, meine Messlatte hoch zu setzen. Ich möchte, dass er immer noch stolz auf mich sein kann.

Sie sind im Herbst 2014 60 Jahre alt geworden. Denken Sie ans Aufhören?

Keineswegs! Meine Stimme ist größer geworden als am Anfang und ich kann jede Nuance einsetzen. Das ist das Schöne: jeder Künstler lernt immer dazu, jede Erfahrung, auch die schlechten, kann man in seinem Oeuvre verwenden. Solange die Stimme mitmacht werde ich weiter Konzerte geben.